

CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

NR. 8
AUGUST 1983
35. JAHRGANG

Information



Was erwarten sie von Europa?

Teilnehmer aus den USA, Australien, Sudan, Namibia und Kenia hatten sich den über vierhundert Vertretern europäischer Länder angeschlossen, die Anfang Juli in Caux das Thema «Europa – was machst du mit deiner Bestimmung?» behandelten. Es sollte nicht eine Konferenz *für Europäer* sein, sondern *für Europa*, das sich von der Arktis bis zum Mittelmeer und vom Ural zum Atlantik erstreckt.

«Die Völker Europas könnten sich in den Dienst der anderen Kontinente stellen. Sie könnten für eine Welt, die vom Kurs abgekommen ist, ein neues Leuchtfeuer entzünden», hiess es in der Einladung.

Die Anwesenheit verschiedener polnischer Teilnehmer und deren Diskussionsbeiträge machten deutlich, dass Europa nicht an der Grenze Westeuropas haltmacht, sondern die osteuropäischen Länder miteinschliesst.

«In dieser Tagung möchten wir untersuchen, wie dieser Kontinent von energischen, begabten und streitsüchtigen Völkern gemeinsam mit der übrigen Welt einen neuen Weg in die Zukunft finden kann», erklärte eine der Initiatorinnen. Europas Probleme, vor allem das der ausländischen Arbeitnehmer und Minderheiten, Europas Wurzeln in der Geschichte und seiner Kultur, die Erwartungen, die andere Völker an Europa stellen, waren Themen, die immer wieder in den Diskussionen aufleuchteten. Weshalb gerade Caux als Konferenzort gewählt wurde, erklärten die Initiatoren folgendermassen: «Hier kann der eiserne Vorhang in den Herzen der Menschen, in Familien und zwischen den Ländern fallen. Es ist der beste Ort, um eine Familie von Nationen zu schaffen.» Diese Nummer fasst einige Höhepunkte dieser Tagung, die den Auftakt zur diesjährigen Sommerkonferenz bildete, zusammen.

Die europäischen Industriestaaten und die Frage der Gastarbeiter

Die Anwesenheit einer grossen Zahl von ausländischen Arbeitnehmern in den europäischen Industriestaaten stellt die Regierungen dieser Länder vor gewaltige Aufgaben. Europa zählt schätzungsweise 15 Millionen Gastarbeiter, deren Familien eingerechnet. Von den 6 Millionen Einwohnern der Schweiz sind 1 Million Gastarbeiter. Westberlin mit seinen 120 000 Türken gilt als die drittgrösste türkische Stadt. In Frankreich leben 1 Million Portugiesen und

800 000 Algerier. 3 Millionen Engländer sind heute asiatischer oder westindischer Abstammung.

Dass die Lösung der sich ergebenden Probleme in einem Europa, in dem die Arbeitslosigkeit durchschnittlich 10% beträgt, nicht von heute auf morgen erfolgen kann, ist begreiflich. Die folgenden Beiträge eines Regierungsmitgliedes und eines ausländischen Arbeitnehmers beleuchten das Problem von verschiedenen Seiten.

Barbara John, Ausländerbeauftragte des Westberliner Senats:

Vielfalt der Bevölkerung ein Pluspunkt

Wie Sie wissen, haben wir in Berlin eine sehr grosse ausländische Bevölkerung, und zwar 13%. Davon sind 7% Türken. Das Zusammenleben zwischen ihnen und den Deutschen – das schliesslich ein Zusammenwachsen sein wird – ist eine neue Herausforderung für Berlin, die ich für ebenso faszinierend und wichtig halte, wie diejenige, vor die sich Berlin seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gestellt sieht. Damit meine ich, dass Berlin seither eine Brücke



Barbara John, Ausländerbeauftragte des Westberliner Senats, im Gespräch mit Frau Andaç, Gattin eines türkischen Gastdozenten an der Technischen Universität, Berlin.

zwischen Ost und West bilden muss, nicht in kultureller, sondern in politischer Hinsicht. Berlin hat die Aufgabe, ein lebendiges Symbol für eine deutsche Einheit zu sein.

Nun leben also viele Ausländer in unserer Stadt, die zunächst einmal an dieser, sich aus der deutschen Geschichte ergebenden Aufgabe keinen Anteil hatten. Sie kamen in unsere Stadt, um Geld zu verdienen, um eine gewisse wirtschaftliche Sicherheit zu erlangen. Niemand kann ihnen dies zum Vorwurf machen. Aber neben der Unterschiedlichkeit unserer Bevölkerungsgruppen – der alten und der neu hinzugezogenen – muss es auch einige gemeinsame Werte als Grundlage geben, denn Berlin darf seine alte Aufgabe nicht vernachlässigen, nämlich eine Brücke zwischen Ost und West zu sein. Deshalb müssen wir zwischen der Mehrheit der Berliner und den ausländischen Minderheiten einen sozialen Zusammenhang herstellen und diese gemeinsamen Werte finden. Ich glaube, dass gerade die Unterschiedlichkeit und Vielfältigkeit unserer Bevölkerung ein Pluspunkt für die Zukunft Berlins sein kann – vorausgesetzt, sie wird nicht dazu missbraucht, neue Mauern aufzurichten. Wie Sie wissen, haben wir bereits eine Mauer in Berlin – eine politische Mauer –, und die ist mehr als genug!

Wir haben in Berlin nur eine Chance, wenn wir den Sinn für

sozialen Zusammenhang zwischen Ausländern und Deutschen in allen Bürgern entwickeln. Dies führt mich zu der Frage: Was sollte unsere soziale Philosophie sein, damit wir gemeinsame Werte entdecken und Verständnis dafür entwickeln? Drei Dinge sind meiner Meinung nach dafür nötig: Erstens müssen meine Landsleute akzeptieren lernen, dass die Ausländer genügend Zeit brauchen, um sich bei uns einzuleben und einzufügen. Es ist gefährlich, von ihnen zu erwarten, dass sie sich in kurzer Zeit integrieren. Diese Erwartungshaltung ist sehr kurzfristig und enttäuscht die Ausländergruppen ebenso wie die Mehrheit im Gastland. Die einheimische Bevölkerung denkt, dass alle Immigranten nach zehn Jahren völlig integriert sein sollten: Sie sollten wie Deutsche denken und sich wie Deutsche benehmen. Wenn sie das nicht können und nicht tun, dann denken wir, dass die Ausländer keine Deutschen werden möchten.

Und die Einwanderer sind ebenfalls enttäuscht, denn sie empfinden: «Wir werden am sozialen Aufstieg durch Diskriminierung gehindert, und deshalb können wir nicht als Deutsche leben.» Ich bin aber der Überzeugung, dass Menschen viel Zeit brauchen, um sich anzupassen und sich voll zu integrieren. So müssen wir alle miteinander viel Geduld mit uns selbst haben, die Einheimischen wie die Ausländer. Gleichzeitig müssen wir entschlossen alle möglichen Integrationsprogramme und -initiativen fördern. So gehören Geduld und Entschlossenheit zur Verwirklichung einer Integration zusammen.

Es ist andererseits auch wichtig, dass die Einwanderer soviel Freiheit wie möglich behalten, sich zu artikulieren und ihre kulturelle, religiöse und sprachliche Identität zu finden. Auf den ersten Blick mag es so aussehen, als ob diese eigene Identität im Widerspruch zur Integration stünde, aber ich glaube, das Gegenteil ist der Fall. Wenn die Minderheiten zusammenhalten, zusammenleben, sich in eigenen Gruppen organisieren und ihre Treue zu eigenen Traditionen und zu ihrem Heimatland betonen, so verhilft ihnen dies zu einer öffentlichen Identität, die sie als Ausgangsbasis brauchen, um sich dann neuen sozialen und politischen Strukturen anschliessen zu können.

Die Ausländer in unserer Mitte brauchen das Gefühl einer öffentlichen und nicht nur einer individuellen Identität. Natürlich passen nicht alle ihre Traditionen und Gebräuche in unsere Gesellschaft – zum Beispiel, dass Mädchen und Frauen Kopftücher tragen oder gegenüber Vätern, Brüdern und Ehemännern allzu gehorsam und unterwürfig sind –, aber sie geben dem Leben der ausländischen Mitbürger eine Sicherheit und helfen ihnen, in unseren Ländern eine sinnvolle Existenz zu führen. Diese Identität, diese Treue zu ihren Traditionen, liefert ihnen die Grundlage, von der aus sie dann neue Lebensformen entdecken können, die ihnen dann auch wichtig sind.

Die Mehrheit in einem Lande muss der Minderheit ein Gefühl der Sicherheit geben. Ich denke, dass die Minderheiten sich bei uns sicher fühlen werden, wenn man ihnen die Möglichkeit gewährt, unsere Nationalität anzunehmen und Eigentum und Grundbesitz zu erwerben. Dies sollten wir durch geeignete politische und verwaltungstechnische Massnahmen ermöglichen und erleichtern. Bevor die Ausländer dies allerdings anstreben, müssen sie uns vertrauen. Vertrauen entsteht aber nicht durch Gesetze und das Erlassen von Regelungen. Es ist ein Gefühl, das zwischen einzelnen Menschen entsteht. Ich glaube, dass jeder Einzelne von uns in diesem grundlegenden Bereich einen wertvollen Beitrag leisten kann.

**Giovanni Brandani,
Generalsekretär einer Vereinigung
katholischer Italiener in der Schweiz:**

Mobilität statt Immigration

Ich kam vor zehn Jahren als Saisonarbeiter in die Schweiz. Heute besitze ich die Aufenthaltsbewilligung.

Man darf den Gastarbeiter nicht länger als ein blosses Instrument der Wirtschaft betrachten. Er muss als Mensch in seiner vollen Würde gewertet werden. Dann sprechen wir nicht mehr von «Immigration», sondern von «Mobilität». Der Arbeiter wird dann frei entscheiden können, ob er in seinem Land bleiben oder anderswo arbeiten will. Dies erfordert natürlich bedeutende wirtschaftliche und politische Veränderungen. Die europäische Wirtschaft wird Voraussetzungen schaffen müssen, unter denen sich



Giovanni Brandani, Generalsekretär einer Vereinigung katholischer Italiener in der Schweiz.

der Arbeitnehmer nicht mehr gezwungen sieht, sein Land zu verlassen, um überleben zu können.

In der Krise der siebziger Jahre machten sich in der Schweiz fremdenfeindliche Gefühle bemerkbar. Auch zwischen den Arbeitnehmern selbst kam es zu Feindseligkeiten. Der ausländische Arbeiter wurde zum Konkurrenten um den Arbeitsplatz. Eine Krise bringt die in jeder Konsumgesellschaft latent vorhandenen Symptome plötzlich zum Durchbruch: Der andere ist mit einem Mal nicht mehr ein anderer Mensch; er gehört einem anderen Kulturkreis, einer anderen Rasse oder Klasse an; er bedroht meinen Arbeitsplatz, die Existenz meiner Familie, meine materielle Sicherheit.

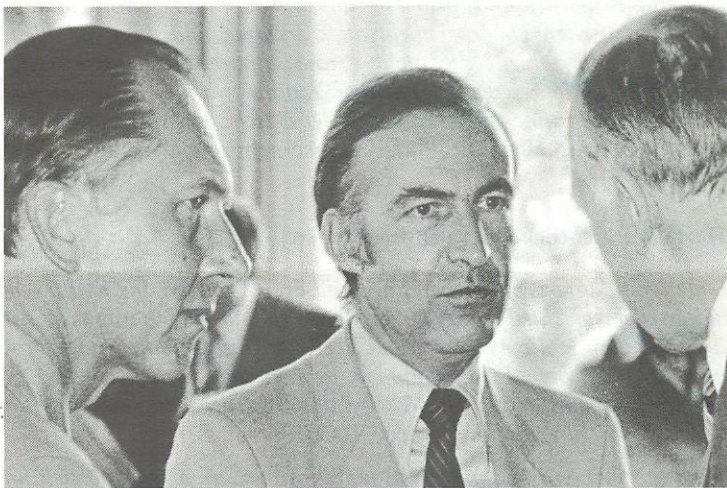
Das Geld beherrscht unsere Gesellschaft. Der Geldbeutel und das Bankkonto bestimmen den Wert des Menschen heute. Wir müssen die herrschende Idee, Besitz und persönliche Freiheit könnten ohne persönliche Verantwortung Bestand haben, bekämpfen. Dann werden wir ein Europa von Menschen bauen, die frei sind von Egoismus. Vielleicht ist das eine Utopie. Aber wenn wir sie verwirklichen, werden wir auch das Problem der Immigration lösen.

Zum Titelbild dieser Nummer

Zwei Konferenzteilnehmer aus dem Sudan. Beide sind Studenten an der Universität von Jezira. Nachdem sie vor zwei Jahren als Gäste der Moralischen Aufrüstung in England waren und anschliessend zwei Gruppen englischer Studenten an ihre Universität eingeladen hatten, kamen sie dieses Jahr zum erstenmal nach Caux. Ihre Reise wurde von der Universität finanziert.



Mme. Girard-Montet, Nationalrätin und Leiterin der Schweizer Delegation im Europarat, sprach an der Eröffnungssitzung über «ein Europa, wo der Mensch im Mittelpunkt steht». «Den Menschen in den Mittelpunkt stellen, das heisst auch die Familie ins Zentrum rücken», erklärte die Politikerin. «Denn es ist viel mehr die Familie als der Staat, die die kulturellen Werte bewahrt und weiter vermittelt.»



Der Präsident des Waadtländer Grossen Rats, Jean-François Thoney, bei der Eröffnungssitzung im Gespräch mit Daniel Mottu, Präsident der Schweizerischen Stiftung für Moralische Aufrüstung (rechts), und Charles Piguet, Clarens.



«Wo man die geistigen Wurzeln und das wahre Herz der Schweiz entdeckt...» Eine Wallfahrt in die Stille des Flüeli Ranft, wo Niklaus von Flüe, der einzige Heilige der Schweiz, im 15. Jahrhundert gelebt hat, war für viele Teilnehmer ein Erlebnis.



Prof. Henri Rieben: Der Beitrag Europas zum

Prof. Rieben ist Direktor des Instituts für Europaforschung an der Universität Monnet befindet. Sein Vortrag bildete einen der Höhepunkte der Konferenz zur Übersetzung. Eine Kassette mit dem vollen Wortlaut ist zum Preis von CHF-6002 Luzern.

Zu Beginn stellte Prof. Rieben seine Ausführungen unter zwei Überlegungen. Er zitierte den deutschen Historiker Leopold von Ranke, der, als er von Hardenberg, einem Begründer Preussens und des modernen Deutschlands, sprach, das Wort prägte: «Dieser war der Grösste, weil er einer der seltenen Männer Preussens war, der es verstanden hat, die innere Reform mit der Aussenpolitik zu verbinden.

Die zweite Überlegung entnahm Prof. Rieben dem Buch «A la quête de l'Histoire» (Auf der Suche nach der Geschichte) von Theodor H. White, der sich zuerst für die marxistische Geschichtstheorie begeistert hatte, wonach die Geschichte das Produkt der Beziehung zwischen den sozialen Kräften ist. Nach einem Besuch im China von Tschiang Kai-schek und Mao Tse-tung war ihm klar geworden, dass die marxistischen Theorien nicht alles erklären und dass vor allem zwei Elemente fehlen: die nicht voraussehbaren Ereignisse – die grossen und kleinen geschichtlichen Zufälle – und vor allem das Handeln der Männer und Frauen in der Geschichte. Der handelnde Mensch behauptet seinen Platz im geschichtlichen Ablauf.

Harte geschichtliche Herausforderungen

Einleitend zeigte Prof. Rieben an Hand dreier Karten das Kräfteverhältnis der verschiedenen Länder der Welt auf. Flächenmässig ist die Sowjetunion das grösste Land der Welt. Ein grundlegendes Problem, das seit dem 18. Jahrhundert besteht und auch noch das 20. überschatten wird in der UdSSR, ist das Bestehen von zwei Gravitationszentren: das eine in Europa, das andere in Asien.

Wirft man einen Blick auf die Bevölkerungszahlen, wie sie sich im Lauf der nächsten hundert Jahre mutmasslich entwickeln werden, ergeben sich erstaunliche Umkehrungen. Russland schrumpft auf eine Macht mittlerer Grösse zusammen, während Asien mit China, Indien und anderen Ländern des Kontinents aufsteigt. Hier tritt der Aspekt der Zweipoligkeit Russlands klar zutage: Während das westliche weisse Russland dem Bevölkerungsschwund der von Weissen bevölkerten Länder folgt, erlebt das asiatische Russland die für Asien typische sprunghafte Zunahme.

Vom Standpunkt der Entwicklung der Entlohnung der arbeitenden Menschen in der Welt aus gesehen, ergibt sich wieder ein anderes Bild. Nordamerika hat eine Spitzenposition, aber auch Russland macht einen Sprung nach vorn. Japan ist uns Europäern auf den Fersen, Osteuropa festigt sich. Um diese begünstigten Gebiete gruppieren sich die von einem viel geringeren Niveau ausgehenden Nationen, welche die Jugend auf ihrer Seite haben und eine rapide Zunahme der Bevölkerung aufweisen.

Diesen Zukunftsaussichten fügte Prof. Rieben die Vision des Aga Khan an, der Europa aus seiner Perspektive, von Asien her, betrachtet. In seinen Memoiren hebt er die Bedeutung eines entscheidenden Ereignisses der Jahre 1904/05 hervor: Den Sieg Japans zu Land und zur See über eine der grössten Weltmächte, über Russland. Seither wissen die farbigen Völker, dass sie in der Lage sind, eine Wende in der Geschichte herbeizuführen, die bisher ausschliesslich von Europa und den USA bestimmt worden war. Dieses Ereignis hat eine gewaltige Schockwelle ausgelöst, die von Osten nach Westen lief und zu einer Destabilisierung führte, die schliesslich in zwei Weltkriegen gipfelte.

Prof. Rieben führte weiter aus:

«Europa, kleines Kap von Asien»

Das sind harte geschichtliche Herausforderungen. Einmal die Herausforderung einer Veränderung des Gleichgewichts in der Welt, wie sie von überlegenen Geistern schon klar gesehen wurde, vor allem von Paul Valéry, der folgende Überlegungen anstellte: «Unsere Zivilisation, aufgebaut auf der Vernunft, hat das Wissen und dessen Anwendung erfunden. Diese Zivilisation, dieser Teil unserer Kultur, ist grundsätzlich übertragbar. Es werden somit bald andere Völker in anderen Kontinenten unser Wissen assimilieren und sich in der Art der Wissensanwendung unserem Niveau angleichen. Dann aber, wenn Wissen, Macht und Können den Massen zugänglich gemacht werden, wird unser Platz in der Welt, da ja die anderen die Massen haben, nur noch unserer geographisch-demographischen Grösse entsprechen.» Dieser Gedankengang hat Valéry schon in den zwanziger Jahren zu diesem eindrücklichen Bild geführt: *Europa, kleines Kap von Asien!*

Einige Jahre später stellte der Geograph Albert de Mangeon vom Collège de France die gleiche Überlegung an, wobei er die Alte und die Neue Welt einbezog. Auch er sprach vom Heraufkommen neuer Länder, besonders von Ländern im Orient. André Siegfried, sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Geographie, nahm diese Gedankengänge auf und fügte ihnen noch die soziale Komponente hinzu: «In bezug auf das Wissen und Können streben die Menschen einen Zustand der Gleichheit an. Sie unterscheiden sich nur noch in der Entlohnung.»

Und 1935 kündete André Siegfried in seinem unvergleichlichen Buch an, dass sich in der Welt, solange sie friedlich bleibt, eine Verteilung der Wirtschaftsgüter auf der Grundlage eines gewaltigen Schlichtungsverfahrens abwickeln wird. Er zitierte einen englischen Text: «Asia can survive America and Europe». (Asien wird in der Lage sein, Amerika und Europa zu überleben.)

Das ist ein sehr eindrückliches Bild, und vielleicht sind wir gerade im Begriff, das zu erleben.

Neuer wirtschaftlicher Anfang

Zwei Herausforderungen für die Zukunft möchte ich festhalten. Die erste ergibt sich aus den Untersuchungen der Kommission der EWG und besonders aus den Feststellungen von Etienne d'Avignon: «Europa braucht auf wirtschaftlichem Gebiet einen neuen Anlauf.» Dieser Aufruf ist ausgesprochen zeitgemäss, denn wir erleben seit zehn Jahren in Europa den grössten industriellen Rückzug unserer Geschichte. Die Schiffswerften, die Textilindustrie, die Eisen- und Stahlindustrie stecken in der Krise. Es gibt Millionen von Arbeitslosen – und noch sieht man keinen Ausweg, keinen Aufschwung. D'Avignon sagt dazu: «Wir werden Veränderungen von aussergewöhnlicher Tragweite erleben. Dazu gehört der Einsatz von Mikroprozessoren, der Einzug der Informatik in allen Formen in unser Leben und in die Wirtschaft, und schliesslich wird in den neunziger Jahren eine Revolution einsetzen, die alle anderen weit in den Schatten stellen wird, die Anwendung der Technik auf die Lebewesen.»

Einen weiteren Gedankenanstoss liefert uns Michel Albert, früherer Hauptverantwortlicher der staatlichen Planung in Frankreich, der mit seinem britischen Kollegen Jim Bowl dem Europaparlament einen Bericht vorlegen wird. Dieser Bericht ist ein Alarmsignal an ein alterndes Europa inmitten einer sich verjüngenden Welt. Darin stellt Albert fest, dass wir Europäer der Welt von morgen nicht mit den besten Voraussetzungen entgegengehen. Er weist darauf hin, dass wir in Europa, wo wir doch die Konfronta-

Frieden in der Welt

der Universität Lausanne, wo sich auch das Archiv von Jean Monnet befindet. Wir veröffentlichen einen Auszug in deutscher Sprache von Fr. 10.– erhältlich bei Caux Verlag, Postfach 218,

tion mit Asien und Amerika bestehen sollten, zur blossen Aufrechterhaltung unserer öffentlichen Funktionen 50% unserer Produktion aufwenden, wogegen Amerika mit 30% (und Reagan möchte diesen Prozentsatz noch senken) und Japan ebenfalls mit 30% auskommen. Die USA geben zudem doppelt soviel Geld für die Forschung aus wie Japan, und doch wird Europa noch von Japan übertroffen. Solange der Friede in der Welt erhalten bleibt, wird Amerika bald in der Lage sein, ein Heer von 1,2 Millionen erstklassiger Ingenieure und Forscher zu mobilisieren – die Sowjetunion noch einige mehr von ebensolcher Qualität –, und Japan ist im Begriff, Europa auf diesem Gebiet einzuholen.

Wesentlich dieser Tatsachen und im Hinblick auf ein alterndes Europa, das über einen hohen Lebensstandard, beträchtliche Reichtümer und ein gewaltiges Erbe verfügt, muss die Lösung heissen: «Europa erwache, raffe dich auf!» Europa, das von anderen Kontinenten nachgeahmt wird, ist aufgerufen, sich zu erneuern, über sich hinauszuwachsen, wenn es nicht unweigerlich zum «kleinen Kap Asiens» werden will, um nochmals das Bild von Paul Valéry zu brauchen.

Jean Monnet: Neubeginn Europas

Eine Dimension von viel grösserer Tragweite als die materiell-wirtschaftliche ist die politisch-geistige. Zur politischen Dimension ist eines festzuhalten: Zweimal hat Europa in Bruderkriegen Selbstmord begangen. Die Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen hat in Westeuropa zweimal zu Konflikten geführt, die sich in zwei Weltkriegen entluden. Damals war die Frage, ob sich ein derart zerstörtes Europa jemals wieder aufrichten könnte. Jean Monnet hat Europa wesentlich zu seinem Neubeginn verholfen.

Nachdem Monnet schon im Ersten Weltkrieg durch die Koordination der Wirtschaftsanstrengungen der Alliierten zu deren Beigetragen hatte, wurde er im Zweiten Weltkrieg von Chamberlain und Daladier aufgefordert, dieselbe Aufgabe zu übernehmen. So befand sich Monnet 1940, im Moment des Zusammenbruchs der französischen Front, bei General de Gaulle in London. Dort arbeitete er mit Lord Vansittard, dem Generalsekretär des britischen Auswärtigen Amtes, einen von de Gaulle und dem französischen Ministerpräsidenten Reynaud gutgeheissenen, geradezu revolutionären Plan aus, der einen bis Kriegsende geltenden sofortigen Zusammenschluss Frankreichs und Grossbritanniens in einer «Union» vorschlug. Der rasche Vormarsch der deutschen Panzerverbände machte diesem Plan ein schnelles Ende.

In der deutschen Übersetzung der Memoiren von Jean Monnet findet man folgende interessante Bemerkung von Helmut Schmidt: «Es ist eigenartig, dass das Projekt einer französisch-britischen Union gegen die Deutschen Monnet darauf vorbereitet hat, für die deutsch-französische Aussöhnung zu wirken.» Im August 1943 war Monnet in Algier, um die Aussöhnung zwischen den beiden Generälen de Gaulle und Giraud herbeizuführen, eine der schwierigsten Aufgaben seines Lebens. Zu diesem Zeitpunkt verfasste er eine Denkschrift mit folgenden Hauptgedanken: «Wir werden mit Amerikas Hilfe diesen Krieg gewinnen, wenn es auch schwierig sein wird. Das genügt aber nicht. Wir müssen den Frieden gewinnen, und diesen gewinnt man zuerst im Geist, im Nachdenken. 1918 haben wir den Krieg gewonnen, 1919 aber den Frieden verloren, weil wir die Deutschen schlecht, nämlich als Besiegte, behandelt haben. Damit haben wir die Revanche vorbereitet. Sollten wir diesen Krieg im gleichen Geist beenden, wür-

den wir die Voraussetzungen für einen neuen Krieg schaffen. Nach dem Krieg müssen sich alle Europäer in einer Gemeinschaft zusammenfinden, in der alle Nationen gleichberechtigt sind. Das darf nicht Theorie bleiben. Diese Idee kann in die Tat umgesetzt werden, vorerst in den Bereichen, wo der Wiederaufbau der Industrien so gewaltige Investitionen erfordert, dass keine Nation dazu allein in der Lage ist.» Diesem Plan setzte de Gaulle zuerst einmal ein schroffes «Nein» entgegen. Er sah Frankreich und Deutschland nicht unter einem Dach, er wollte am Tisch der Sieger sitzen und glaubte, er müsse als Franzose so sprechen. So wurde diese Vision zunächst blockiert, aber dann sieben Jahre später von Robert Schuman verwirklicht.

Der Anteil Amerikas

Dank eines glücklichen Zufalls liegen Dokumente vor, die zeigen, in welchem Mass auch Amerika an der Verwirklichung dieses Planes beteiligt war. Der französische Aussenminister Robert Schuman traf seine amerikanischen und englischen Kollegen Dean Acheson und Ernest Bevin regelmässig zum Gedankenaustausch. Bei einem solchen Anlass hob Acheson die Wichtigkeit der Zukunft Deutschlands hervor und rief Schuman, den Elsässer, auf, sich als guter Kenner Deutschlands intensiv dieser Frage zu widmen. Schuman, sichtlich erregt, begriff augenblicklich, während Bevin zwar misstrauisch, aber nicht dagegen war.

Kaum zurück in Paris, machte sich Schuman an die Arbeit, und in den hektischen Tagen der Monate April und Mai 1950 geschah fast ein Wunder, indem die französische Regierung der deutschen Regierung, also Bundeskanzler Konrad Adenauer, den auf Monnets Vorschlägen basierenden «Schumanplan» vorlegte, aus dem dann die Montanunion hervorging, die «Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl». Damit war ein erster Schritt der Versöhnung und des Zusammenfassens der Kräfte getan, die heute aller Probleme zum Trotz Europa ausmachen. Noch viele Schritte auf diesem Weg Europas sind seither getan worden. Auch einem Amerikaner müssen wir unsere Dankbarkeit bezeugen: General George C. Marshall, der es gegen alle Widerstände durchgesetzt hat, dass die von den USA grosszügig gewährte Aufbauhilfe auch Deutschland und Japan zugute kam, nicht nur den Siegermächten.

«Wandel der Hoffnung»

Dem Buch von Gabriel Marcel «Hoffnung im Wandel» habe ich entnommen, dass die Deutschen 1946 in Caux zum erstenmal nach dem Krieg die internationale Szene betreten konnten, wenn auch in privatem Rahmen. Das war möglich dank der Arbeit Frank Buchmans, der viele hervorragende Eigenschaften besass, besonders auch einen ausgeprägten Sinn für globale Zusammenhänge. Was mich neben den ergreifenden Erlebnissen der französischen Sozialistin Irène Laure und anderen Zeugnissen in diesem Buch besonders berührt, ist die Würdigung, die Buchman und seinen Mitarbeitern von Konrad Adenauer und Robert Schuman zuteil wurde. Überraschend ist auch die Tatsache, dass die Japaner ebenfalls in Caux ihr Wiedererscheinen auf der internationalen Bühne nach dem Krieg erlebten, was positive Folgen zeigte bei der Konferenz und dem Friedensschluss vom September 1951 in San Franzisko und in einer Nachkriegspolitik Japans, die für den Frieden im pazifischen Raum von grösster Bedeutung war. Jetzt möchte ich noch auf etwas zurückkommen, das die These von Th. H. White bestätigt, wonach die Geschichte nicht einfach vom mechanischen Ablauf der wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen bestimmt wird, sondern einzelnen Männern und Frauen einen Handlungsspielraum offenlässt. Wir haben gesehen, wie gross dieser Spielraum für zwei oder drei Männer in unserer Zeit gewesen ist. Auch unsere Kulturen, die noch mit ihren Quellen, mit Jerusalem, Athen und Rom, verbunden sind, müssten noch fähig sein, das hervorzubringen, was Goethe als höchste menschliche Schöpfung bezeichnet: Persönlichkeiten, Männer und Frauen, genährt von diesen Quellen, den Blick gerichtet auf die Probleme von heute und morgen und im Herzen erfüllt von dieser Flamme, dieser unvergleichlichen Kraft, die wir Hoffnung nennen. Sie könnten uns zeigen, dass wir immer noch in der Lage sind, die Wahrheit des Satzes von Gabriel Marcel zu beweisen, dass nichts Grösseres in der Geschichte geschieht als ein Wandel der Hoffnung. ■

Der Zug

Ein neues deutsches Theaterstück



Ein Zug ist auf der Fahrt quer durch Europa, von Paris nach Bukarest. In den Abteilen reisen Männer und Frauen verschiedenster Herkunft, junge und alte, Europäer aus Ost und West, dazu ein Zugführer und ein türkischer Getränkeverkäufer. Belanglose Reisegespräche werden geführt, plötzlich kreischen die Bremsen, eine «innerbetriebliche Störung» bringt Zug und Leben zum Halt. Ängste brechen auf, die Zungen lösen sich, Geschehnisse werden wach, die man längst «vergessen» glaubte. Es fällt ein Wort, das Wunden der Vergangenheit heilen kann. Ein Glas Tee, als kleine Geste der Versöhnung gereicht, wird wichtig auf dieser gemeinsamen Reise durch Europa.

Das Theaterstück «Der Zug» wurde zur Europakonferenz in Caux uraufgeführt; Autoren sind Heinz Krieg aus Berlin und seine Schwester Hannelore Krieg.

Die Darsteller sind Laien und kommen aus verschiedenen Ländern. Sie alle verbindet eine Erfahrung: Leben ist nicht nur freie Fahrt, es braucht auch das Anhalten, die Neuorientierung aus dem Stillstehen. Auf ein Europa, auf das die Vergangenheit noch Schatten wirft, ist die Kernaussage des Stückes abgezielt: Leben heisst schuldig werden. Friede entsteht, wo diese Schuld vergeben wird.

Im Gespräch mit Heinz Krieg, einem der Autoren

Sie gehören der Generation an, die den Krieg miterlebt hat. Was haben Sie während des Krieges gemacht?

Ich war 1942 zunächst im besetzten Frankreich und bin dann nach Russland versetzt worden. Nach einer Verwundung im Dezember vor Stalingrad habe ich lange Zeit im Lazarett zugebracht in Prag. Dort habe ich auch das Ende des Krieges erlebt.

Welche Gefühle hatten Sie am Ende des Krieges?

Ich war völlig verzweifelt, denn ich bin als Hitlerjunge erzogen worden. Ich hatte immer gedacht, das ist die richtige Sache, für die ich kämpfe. Bei Kriegsende dachte ich, es hat keinen Sinn mehr zu leben, und ich wollte eigentlich auf den Barrikaden von Prag sterben. Aber dann sagten einige Freunde: «Das kannst du nicht so ohne weiteres tun. Du hast doch Eltern, für die du als Sohn verantwortlich bist.» Die ersten Monate nach dem Krieg war ich völlig verbittert und verfolgte alle Neuanfänge in Deutschland mit äusserster Skepsis. Die britische Militärregie-

rung in der kleinen Stadt, wo ich lebte, hatte ein sehr waches Auge auf mich, weil sie fürchtete, ich würde eine Rebellion anfangen.

Was ist dann passiert?

Ich hatte Kunst studiert, und so lebte ich nach dem Krieg davon, dass ich Kinderporträts machte. Einer meiner Kunden lud mich zu einer Konferenz der Moralischen Aufrüstung in der Nähe von Hannover ein. Das war für mich eine Erschütterung. Dort erlebte ich Menschen, die in dieser Zeit, wo fast alles in Schutt und Asche lag, die Freiheit hatten, fröhlich zu sein und von dem zu sprechen, was sie erfahren hatten. Sie führten ein Leben nach den vier absoluten Massstäben Ehrlichkeit, Reinheit, Liebe, Selbstlosigkeit. Das waren für mich ganz neue Begriffe, die ich in keinem nationalsozialistischen Schulungskurs gehört hatte. Gott war für mich ein Begriff, aber nichts weiter. Und das wurde alles Realität. Ich sagte mir: Du hast in deinem Leben so viel Dummes gemacht und warst bereit, für eine falsche Idee zu sterben. Warum nicht etwas Neues wagen? Freunde sagten mir: «Nimm diese vier Massstäbe, schreibe sie auf ein Stück Papier und denke über dein Leben nach. Schreib einfach einmal alles ehrlich auf.» In dieser Zeit der Stille sind mir viele Dinge zum Bewusstsein gekommen, wo ich Menschen verletzt und Unrecht begangen hatte. Ich habe diesen Spiegel, in den ich da schaute, nicht sehr gern gehabt, und ich musste das loswerden. Ein Freund fragte: «Glaubst du, dass Jesus Christus für deine Sünden gestorben ist?» Es war, als hätte mir jemand einen Rettungsring zugeworfen, und ich antwortete: «Ja, das glaube ich.» Es war eine grosse Erleichterung. Und seitdem ist diese Stille vor Gott ein ganz wesentliches Element in meinem Leben geworden.

Was war Ihr erster Gedanke, den Sie in der Stille hatten?

«Gehe zu deiner Schwester und entschuldige dich für die Ausbeutung.» Ich hatte sie nach Prag eingeladen und wie eine Hausangestellte behandelt – Hosenbügeln, Schuheputzen und vieles mehr. So ging ich zu ihr und entschuldigte mich. Sie lag zu der Zeit krank im Bett. Sie sagte: «Deine Entschuldigung nehme ich gerne an. Aber du musst mir das beweisen. Vorgestern warst du Nazi, gestern wärest du beinahe Kommunist geworden, und heute schon Christ? Das geht mir zu schnell.» Und so musste ich dann zwei Wochen für sie einkaufen, kochen und sie verpflegen. Später hat sie mir gesagt: «Ich war nach einer Woche schon gesund, aber ich habe es genossen.»

Sie sind 1949 zum erstenmal nach Caux gekommen. Welche Begegnung hat ihnen hier am meisten bedeutet?

Ich war fürchterlich aufgeregt, als ich die englische und französische Sprache hörte – das war für mich der Feind. Draussen auf der Terrasse habe ich zum erstenmal mit einem Engländer gesprochen, und ich zitterte dabei. Dann sprach an einem Nachmittag ein junger Mann in der Versammlung. Er kam aus der Tschechoslowakei, wo ich anderthalb Jahre gewesen war. Am Ende seiner Rede sagte er: «Ich bitte alle anwesenden Deutschen, sich von ihren Plätzen zu erheben.» Ich war sehr aufgeregt. Und dann sagte er einfach: «Ich möchte mich entschuldigen für meinen Hass, den ich gegen euch hatte. Aber ich weiss, man kann keine neue Welt auf Hass aufbauen.» Da bin ich aus dem Saal gestürmt und sagte zu einem dänischen Freund, mit dem ich das Zimmer teilte: «Also, wenn das in diesem Stil hier weitergeht, dann gibt es für mich nur eine Konsequenz: abreisen.» «Gibt es keine Alternative?» fragte er. «Ja, wenn ich die Möglichkeit hätte, mit diesem Mann persönlich zu sprechen», sagte ich. Und so hatte ich Gelegenheit, ihn um Verzeihung zu bitten für das, was wir Deutschen seinem Volk und seinen Glaubensgenossen angetan haben.

Ich überlegte mir: Wenn das möglich ist zwischen uns beiden Menschen, dann kann es bei vielen möglich sein. Caux ist nicht eine Stätte, wo sich weltfremde Idealisten treffen und Theorien über Frieden machen. Plötzlich hatte ich in meinem Leben erfahren, dass das eine ganz reale Sache ist. Aber es ist nicht eine Sache des Verstandes. Man muss sein ganzes Herz hineingeben; es ist eine innere Revolution. Es kostet ausserordentlich viel Mut. Aber das ist es wert.

Europa und die übrige Welt

Was heisst vergeben?

Ein Schlüsselwort zu vielen schwierigen Situationen – nicht nur in Europa – heisst Vergebung. Wenn ein Libanese, der erst wenige Tage zuvor sein Land verlassen hat, sich dazu äussert, haben seine Worte ein besonderes Gewicht.

Ich habe oft um mehr Mitgefühl für meine Mitmenschen gebetet. Doch bin ich mir bewusst, dass Mitgefühl ein ausserordentliches Geschenk ist und dass ich oft diese Gabe nicht besitze, wenn ich gedemütigt werde und verzweifelt bin.

Was kann ich dann tun? Mich hinknien, beten, zu Gott aufschauen, seine Hilfe erbitten, auf ihn horchen. Oft höre ich dann eine Stimme, die mir sagt: «Besiege das Böse durch das Gute.» Mit anderen Worten: Es genügt nicht, Böses mit Bösem zu vergelten. Du musst das Böse mit Gutem beantworten, und du wirst dich aus der Verzweiflung befreien.

Vor Jahren hatte mich einmal jemand zutiefst gedemütigt. Ich war in grosser persönlicher Not deswegen. Eines Tages sass ich in einem Café und sah diese Person auf der Strasse vorbeigehen. Als ich sie von hinten betrachtete, überkam mich plötzlich ein tiefes Mitgefühl für diesen Menschen. Ich musste, dort im Café, weinen. Das Gefühl der Verzweiflung und Demütigung verliess mich. Als ich vor wenigen Tagen in Beirut war, erlebten wir eine heftige Bombardierung. Und wieder verspürte ich diese tiefe Demütigung, die aus dem Gefühl vollständiger Hilflosigkeit kommt. Als ich mich in dieser Situation Gott zuwandte, kam mir nur der eine Gedanke: Du musst vom Grunde deines Herzens vergeben. Was ist vergeben? Der Gedanke, der mir als Antwort kam: Vergeben – das ist, wie wenn ein Gläubiger alle Schuldbriefe zerreisst. Nachher kann die Schuld nie mehr geltend gemacht werden. Man macht sich zwar ärmer dadurch; dafür aber wird man frei.

Was man in Indien über Europa denkt

Friedemann Kohler aus Deutschland traf in Indien auf verschiedene Auffassungen von Europa.

Drei unterschiedliche Vorstellungen von Europa sind mir in Indien begegnet. In dem halben Jahr, das ich dort verbrachte, sprach ich mit vielen Schülern, Studenten, jungen Ingenieuren. Viele von ihnen bewundern Europa, unsere Wirtschaftskraft, sie sind ganz unkritisch fasziniert von unserer westlichen Lebensweise. Viele lernen neben Englisch noch Deutsch oder Französisch und hoffen auf ein Studium in Europa.

Das zweite Bild entstand im Zusammenhang mit dem Besuch der indischen Premierministerin Indira Gandhi im Juni in Europa. Das indische Fernsehen Doodarshan zeigte ausführliche Filmbe-

richte über kulturhistorische Stätten in Jugoslawien, Österreich und Finnland. Wir in Deutschland sind bei unserer Auslandsberichterstattung vor allem an kritische Presseinterviews und Analysen gewohnt. In Indien sah man statt dessen Frau Gandhi im Hans-Christian-Andersen-Haus in Dänemark, auf einer Bootstour in norwegischen Fjorden, mit ihrem neuen Haflingerpferd in Innsbruck.

Die dritte Vorstellung ist die, die uns eigentlich nachdenklich stimmen und herausfordern sollte. Nach dem Weltwirtschaftsgipfel in Williamsburg, USA, erschienen in den indischen Zeitungen einander ähnelnde, erschreckende Cartoons: Ein kleines Boot auf dem Meer, dessen Insassen den im Wasser Treibenden die Hilfe versagen. Diese Insassen sind wir im Westen. Probleme, die uns bedrängen, wie Arbeitslosigkeit und Rüstungswettlauf, sehen von indischer Warte klein aus. Im Vergleich zu Indien sind die europäischen Länder reich und sorgenfrei, man kann nicht verstehen, warum aus so geringen Gründen die Hilfe abnehmen soll.

Die Handlungsweise der westlichen Länder ist allgemein menschlich: Bei wachsenden Problemen kümmert man sich verstärkt um sich selbst und verschiebt Hilfe für andere auf später. Aber diese Einstellung verursacht Bitterkeit. Kann es sein, dass eine Lösung für unsere Probleme gerade im Gegenteil liegt – im Teilen unseres Reichtums, in einem Bewusstsein, das die Nöte anderer mit einschliesst? Ich selber merkte, wie weit ich in Indien mein Herz öffnen musste, damit dieses Land mit allen Unterschieden darin Platz hatte. Indien braucht unsere Unterstützung im Kampf gegen Hunger, Armut und Ausbeutung, aber es kann auch uns im Kampf gegen Materialismus, Kaltherkigkeit und Richtungslosigkeit helfen.

Eine Stimme aus Afrika

Ich komme aus Kenia, einem Land, das siebzig Jahre lang unter britischer Kolonialherrschaft war. Meine Landsleute erkämpften in der Mau-Mau-Revolution die Unabhängigkeit. Ich bedaure die Bitterkeit, die zwischen unseren Völkern stand.

Es gibt Dinge, für die wir den Europäern dankbar sind: demokratische Ideen; die christliche Missionsarbeit; Caux, ein Zentrum der Hoffnung für die Welt.

Wir in Afrika sehen heute den grossen materiellen Reichtum Europas, der den Verlust von alten Werten verursacht hat. Die Familienstrukturen lösen sich auf. Die jungen Europäer vertrauen mehr auf die Wissenschaft als auf die christliche Religion und Kirche. Die durch Materialismus verursachte innere Leere kann nur dadurch erfüllt werden, dass das Bedürfnis nach Glauben befriedigt wird.

Europa kann Afrika auf verschiedene Art helfen. Wir benötigen ehrliche und gerechte Handelsbeziehungen. Wir benötigen eine Entwicklung, die neue europäische Kenntnisse mit afrikanischer, tropentauglicher Technik verbindet.

Familientraditionen, die Freude am Gemeinschaftsleben und Gastfreundschaft sind in Afrika noch lebendig. Diese Werte könnten ein Beitrag Afrikas an Europa sein.

Ezekiel Okemwa, Kenia

Europas reiches Erbe

Auch die Wurzeln Europas in seiner Geschichte und seiner Kultur kamen zur Sprache. Eine Diaschau über das Werk des finnischen Malers Segerstrale, Szenen aus dem Leben der Heiligen Birgitta aus Schweden, eine abendfüllende Diaschau über die Kathedrale von Chartres, mit deren Verfasserin nachstehend ein kurzes Gespräch folgt, zeigten, dass der Glaube von Menschen, die mit ihrem Leben und Schaffen Gott dienen, auch noch zur heutigen Generation spricht.

Chartres und seine Besucher

Françoise Caubel ist seit zwei Jahren Reiseleiterin in der Zentralregion Frankreichs. Die Kathedralen von Chartres, Bourges, Orléans und die Schlösser der Loire sind einige der Kunststätten, die sie regelmässig mit Gruppen von dreissig bis sechzig Touristen besucht. Ihre Gäste kommen aus aller Welt, vor allem aber aus der Bundesrepublik. Sie sieht darin eine besondere Aufgabe: «Es gibt soviel wieder aufzubauen zwischen unseren Ländern. Ich spüre, dass der direkte Kontakt mit einer Französin für die Besucher viel bedeutet.» Sie erzählt von einigen dieser Begegnungen.

Einen der besten Kontakte hatte ich kürzlich mit einer Gruppe von sechzig deutschen Touristen. Während eines dreistündigen Essens in einem Weinkeller machte der Geschäftsmann neben mir seinem Unmut über die Unfähigkeit vieler französischer Geschäftsleute Luft. Dann fragte mich jemand nach meinem Beruf, und ich erzählte von meiner Arbeit mit der Moralischen Aufrüstung. Dabei erwähnte ich auch die frühere französische Parlamentarierin Mme Irène Laure, die sich nach dem Krieg in Deutschland öffentlich für ihren Hass gegen die Deutschen entschuldigte. Als ich erzählte, wie sehr es sie bewegt hatte, die Frauen in Berlin zu sehen, die mit blossen Händen die Ruinen aufräumten, sagte die Frau des Geschäftsmannes: «Ich war eine dieser Frauen.» Wir sprachen noch lange miteinander. Beim Abschied umarmte sie mich und sagte: «Von Herzen Dank.» Ich spürte, dass etwas in ihr geheilt worden war.

Letztes Jahr führte ich eine Gruppe deutscher Kriegsinvalider. Ein Mann, der ein Bein verloren hatte, fiel mir besonders durch seine demütige Haltung über die Fehler seines Landes auf. Am Schluss sagte er: «Nun haben Sie sechzig Freunde in Stuttgart.» Als ich dieses Jahr in Stuttgart an einer touristischen Messe den Stand der Loire-Region betreute, wohnte ich bei einer Frau, die an jener Führung teilgenommen hatte.

Ein anderes Mal übernahm ich auf dem Platz vor der Kathedrale eine italienische Gruppe. Ich erklärte kurz die Kirchenfassade. Eine Frau kam auf mich zu: «Sie haben einen Glauben», sagte sie. Während wir den Platz überquerten und uns zum Eingang begaben, erzählte ich ihr, wie ich einen Glauben gefunden hatte. Das war, was sie hören wollte. Es ist nicht so wichtig, was man sagt, sondern was man ist.

Einmal betreute ich eine Gruppe deutscher Kriegsveteranen, die 1942 in Frankreich gekämpft hatten und nun nach vierzig Jahren das Land wieder sehen wollten. Wenn man das weiss, fühlt man sich sehr demütig, und dann geschieht auch etwas in den Herzen der anderen.

Vor Pfingsten finden jeweils die grossen Pilgerfahrten statt. Auf allen Strassen zur Stadt hin kommen die Pilger in grossen Mengen. Ich hatte eine dreistündige Führung für Studenten aus Kamerun gemacht. Wir verliessen eben die Kathedrale, als der Sakristan die zwei grossen Portale öffnete und die jungen Leute, mit aufgeschnallten Rucksäcken und aus tiefstem Herzen das «Gegrüsst seist Du, Maria» singend, hereinströmten. Es war ein bewegender Anblick. Wir hatten Tränen in den Augen. Ich

glaube, meine Gäste aus Afrika haben in jenem Augenblick etwas vom Besten Europas miterlebt.

Manchmal frage ich mich, welche Kathedralen wir heute bauen, und ich muss an den Aufruf des Papstes denken, den er im November 1982 von Santiago de Compostela aus machte.



Die Kathedrale von Chartres aus dem 12. Jahrhundert.

Aufruf des Papstes zur Einigung Europas

Santiago de Compostela, 9. November 1982:

«Ich richte einen Ruf, erfüllt von Liebe, an das alte Europa: **Finde dich selber. Sei du selber. Entdecke deine Ursprünge. Belebe deine Wurzeln. Erneuere jene echten Werte, die deine Geschichte ruhmreich und deine Präsenz auf anderen Kontinenten segensreich machten. Stelle deine geistige Einheit wieder her, in einem Klima voll des Respektes gegenüber anderen Religionen und der echten Freiheiten. Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Du kannst noch Leuchtturm für die Zivilisation und Ansporn für den Fortschritt in der Welt sein. Die anderen Kontinente blicken auf dich und hoffen auf dich mit der gleichen Antwort, die Jakobus Christus gab: «Du kannst.»**»

An unsere Leser,

Der Reichtum der ersten Konferenzperiode in Caux hat uns bewegt – entgegen der Ankündigung in der letzten Ausgabe –, doch eine Nummer im August zusammenzustellen. Die Redaktion

Fotos: Channer, Editions Houvet, Chartres.

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Silvia Zuber, Regula Hirzel, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Postfach 218, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Administration: Postfach 218, CH-6002 Luzern (Bestellungen aus Deutschland nimmt entgegen MRA-Bücherdienst, Uhlandstrasse 20, 4390 Gladbeck)

Abonnement: Schweiz: Fr. 26.—, Deutschland: DM 30.—, übrige Länder: sFr. 30.—

Postscheckkonten: Schweiz: 60-2680, Caux Verlag, Luzern
Deutschland: 704 35-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: Verbandsdruckerei · Betadruk, Bern